

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

139 (16.6.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 24

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung • Badischer Staatsanzeiger Nr. 139

Samstag, den 16. Juni

1928

Nr. 24

Karl August von Sachsen-Weimar

(Zu seinem 100. Todestage am 14. Juni)

Von Willi Veils

Der Tod Karl Augusts, der am 14. Juni 1828 zu Grabe bei Torgau erfolgt war, hat in Goethes Leben eine unerlöschliche Lücke gerissen: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Über fünfzig Jahre ihres Lebens hatten der Herzog und Goethe zusammen verbracht, sich gegenseitig für ihr Werden und Reiben zu Dank verpflichtet. In dem bedeutungsvollen Gespräch vom 23. Oktober 1928 hat Goethe sich bei Eckermann eingehend über die Rolle, die der eine im Leben des anderen spielte, geäußert.

Am 7. November 1775 war Goethe in Weimar eingetroffen, nachdem er zweimal, am 22. September und am 12. Oktober, von dem eben erst zur Regierung gelangten achtzehnjährigen Herzog Karl August von Sachsen-Weimar eingeladen worden war. Am 3. September 1775 trat Karl August die Regierung an, am 18. desselben Monats reiste er nach Karlsruhe zu seiner Braut. Bei seiner Durchreise lud er bei seiner Anwesenheit in Frankfurt den jungen Dichter zum Besuch nach Weimar ein. Ende 1774 war die Bekanntschaft erfolgt, als Knebel mit den beiden jungen Prinzen die große Bildungsreise antrat und dabei den Dichter des „Götz“ am 12. Dezember in seiner Vaterstadt besuchte. Als dann die Reisenden auf der Rückreise in Karlsruhe weilten, wo sich Karl Augusts Braut, die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt aufhielt, da war auch Goethe dort, auf dem Wege nach der Schweiz, auf der Flucht vor Visk. Der zweiten Einladung folgte Goethe. Vergebens suchte ihn der Vater warnend zurückzuhalten. Als freier Reichstädter stand er Fürstentümern mißtrauisch gegenüber, und nach Beispielen launenhafter Fürstengunst brauchte er nicht lange zu suchen. Und doch war es eine glückliche Hand, die damals Goethes Lebensweg leitete. Denn die thüringische Residenz mit ihren lebhaften geistigen Interessen schuf für seinen Dichtergeist das Erdreich, auf dem sich ein freies Schaffen ungehemmt entfalten konnte. Der Freundschaftsbund, den Goethe und der junge Herzog schlossen, befaß Lebensdauer; seinesgleichen ward nicht mehr gefunden.

Nur als kurzer Besuch war der Aufenthalt Goethes in Weimar gedacht, und ein gelegnetes Leben voll reisender Fülle vollendete sich daselbst. Nie hat die Kulturgeschichte eine solche treue, bildende Freundschaft gesehen, wie zwischen dem achtzehnjährigen, jugendlich gärenden Herzog und dem acht Jahre älteren, gereifteren Dichter. Der Klatsch über das tolle, ausgelassene Treiben am herzoglichen Hofe verstummte bald. Das bezopfte Spießbürgertum mußte sich erst abfinden mit dem neuen Regime, wo an Stelle weißgeputzter Perückenweisheit überschäumende, blühende Jugend das Szepter schwang. Noch war der Herzog ein Werbender, ein Mof, der sich recht abfurd gebärdete. „Er war damals sehr jung“, sagt Goethe, „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ehler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er mußte mit seinen Kräften nicht, wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Barforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergab sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter feinem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum gerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins eringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen.“ Charlotte von Stein hatte richtig den tieferen Sinn von Goethes Genietreiben erfasst: „Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denkt' ich davon.“ Sie mag recht haben. Wenn es auch manchmal recht wild zuring, so scheint Goethe, dessen Verhalten zu dem Herzog gleich etwas Väterliches an sich hatte, immer das Ziel im Auge gehabt zu haben, auf Karl August mächtig und erzieherisch einzuwirken. Bei der ungestümen Natur des Herzogs wäre ein schulmeisterliches Moralpredigen schmerzlich von Erfolg gewesen. Goethe hatte bald unter den Schlacken die edle Veranlagung des jungen Fürsten erkannt: „Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Not und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken.“ Unermüdet, als zarterer Eckard, steht Goethe dem Herzog zur Seite. Schaff schildert er ihn der Frau v. Stein: „Mich wundert gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, und doch, wenn er sich etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen.“ Wenn auch Goethe manchmal verweisen möchte, so beginnt er doch immer wieder, mit Wort und Vorbild auf den Schüler einzuwirken. Von

erzieherischer Bedeutung war auch die Reise in die Schweiz im Winter 1779.

Am meisten konnte Goethe seinen Einfluß geltend machen in seiner amtlichen Tätigkeit, in die ihn der Herzog bald berief. Es ehrt den unbefangenen Weitblick des jungen Fürsten, daß er sich von dieser Berufung durch den Widerstand seiner Räte nicht abhalten ließ, nicht weniger, daß er dem Minister von Fritsch, dem größten Gegner Goethes, die berühmten Worte schrieb: „Goethe ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. . . Einen Mann von Genie nicht an dem Orte gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen.“ Bereits 1776 wurde der siebenundzwanzigjährige Dichter zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Rat, und 1779 zum Wirklichen Geheimrat ernannt. Als Sachgebiete hatte er nach und nach die Wegbauverwaltung, die Finanzen und das Kriegswesen zu betreten. Bei dieser staatsmännischen Tätigkeit bot sich oft Gelegenheit, auf den herzoglichen Brausekopf mächtig einzuwirken, besonders in Finanzfragen.

Nach achtjähriger Beeinflussung faßte Goethe in dem Gedicht „Jlmenau“, das er dem Herzog 1783 zu dessen Geburtstag widmete, die Entwicklungsstufen des Herzogs zusammen mit einem Glückwunsch zu der jetzt erreichten Sicherheit im Erlassen seiner Herrscherpflicht. Gerade Jlmenau war oft Zeuge des jugendlichen Ungefühms gewesen; es sollte dem Herzog immerdar ein „Vorbild seiner Tage“ sein:

Du kennst lang die Pflichten deines Standes
Und schränkst nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen leibt;
Allein wer andere wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Die offene Sprache des Gedichtes, das unverblümt die stürmisch-irrende Jugendzeit des Herzogs malt, ist gleich ehrenvoll für Goethe wie für Karl August.

Treue um Treue hat Karl August seinem Dichtervertrauen alles vergolten, was er an ihm getan; er hat ihm „gegeben, was Große selten gewähren, Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus“. Wie Karl August das Schaffen des Dichters mit stetem Interesse begleitete, so blieb auch Goethe immer der Berater und Vertraute seines Herzogs in allen intimen persönlichen und allen Familienangelegenheiten. So sehr waren die beiden aneinander gewöhnt, daß der Herzog auch auf längeren Reisen Goethes Gegenwart nicht entbehren mochte. So begleitete Goethe ihn 1790 in das Feldlager nach Schleien, 1792 zur Kampagne nach Frankreich und 1793 zur Belagerung von Mainz. Nur 1817 kam es wegen Theaterfragen zwischen beiden Männern zu einem Zerwürfnis; Goethe legte die Leitung des Theaters nieder. Die Intrigantin war die Schauspielerin Jagemann, Karl Augusts Favoritin. Von jetzt ab wurde der Verkehr kühl, offizieller.

Als Karl August am 3. September 1825 das fünfzigjährige Regierungsjubiläum beging, gelobte Goethe von neuem: „Bis zum letzten Hauch beisammen!“ Und den Herzog übermannte die Erinnerung an die braunfarbene Jugendzeit in Jlmenau: „D achtzehn Jahre und Jlmenau!“ Gern bekannte Karl August, daß er seinem Freunde zwei Dritteile seiner Existenz schulde.

Daß sich Goethes Leben und Dichten zum weitaus größten und wichtigsten Teile an dem götzügigen und geistig ungemein interessierten Weimarer Hofe abspielte, ist das unvergeßliche Verdienst Karl Augusts. Wohl hat Goethe im hohen Alter zu Eckermann gesagt, er wäre glücklicher gewesen und hätte auch als Dichter mehr leisten können, wenn er sich vom öffentlichen Leben mehr zurückgezogen hätte. Und doch gab Karl Augusts Einladung seinem Leben die entscheidende Wendung und damit auch seinem Dichten. Er hat dankbar bekannt, was er Karl August verdankt, und das Charakterbild, das er am 23. Oktober 1828 bei Eckermann zeichnet, ist das schönste Denkmal für den Verewigten: „Er war ein Mensch aus dem Ganzen, und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Er war besetzt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tun oder auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte.“ Was der Herzog ihm war, hat Goethe in dem bekannten Epigramm ausgesprochen:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag,
Doch was priesest du ihn, den Laten und Werke verkünden?
Und bestochen ersiehst deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus.

Niemand braucht ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,

Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verband.

Sat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäzen.

Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte

Ein chinesischer Roman

Was den Mann des Westens, den Europäer, immer wieder anzieht von seinen östlichen, in Sonderheit aber der chinesischen Kultur, ist der Reiz des Fernen, Andersgearteten nicht allein und wird auch von Aufzählungen jener arten, feingliedrigen Werte chinesischer Kunst und Dichtung nicht erschöpft. Es ist da zweifellos noch etwas anderes, das wesentlich mitspricht, und es scheint vor allem in dem mehr oder weniger bewußten, immer aufs neue erstaunten Gefühl zu liegen, daß alle diese seltsam schönen Dinge nicht so sehr als Ergebnisse wechselnder Entwicklungszustände anzusehen sind, sondern als Schöpfungen und Zeugnisse eines stillstehenden, Jahrtausende hindurch fast unbewegten Kulturzustandes, der trotz dieser zeitlichen Beharrung, trotz des Mangels am ewig Dauern, am Wechsel, fruchtbar genug gewesen ist, um weiteren Jahrtausenden kostbare und dauerhafte Möglichkeiten geistigen Genußes zu hinterlassen.

Dies scheint eine der entscheidenden Ursachen der bemerkenswerten Tatsache zu sein, daß die Übertragung chinesischer Geisteswerte nach Europa nach wie vor mit lebhaftem Widerhall zu rechnen vermag. In solcher Beziehung hat sich der Insel-Verlag zu Leipzig schon manches unvergeßene Verdienst erworben, und nachdem er vor gar nicht langer Zeit mit der Herausgabe des chinesischen Romans „Eisberg und Gelaspis“ einen entschiedenen Erfolg zu verzeichnen gehabt hat, darf er es schon wagen, ein weiteres Werk dieser Art zu edieren. Es handelt sich um „Orl tu meh“, einen anonymen Roman aus der Tang-Periode, jener Zeit, da die chinesische Lyrik, in Li Tai Po ihren Gipfelpunkt erreichend, eine Epoche reiner Poesie zu spiegeln scheint. Daß dem doch nicht ganz so gewesen ist, wird in diesem, einige Jahrhunderte später, im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, entstandenen Roman nachdrücklich erhärtet, denn den historischen Kern der Erzählung bildet Figur und Schicksal eines Staatsmannes, des Kanzler Lu Ki, der nach einer wahren Schreckensdikatur gestürzt und für das Unrecht, das er vielen tüchtigen Männern und ihren Familien angetan hat, bestraft wird.

Der Roman heißt eigentlich „Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte“, weil ein magischer Vorgang, wie er in diesem Titel angedeutet wird, eine entscheidende Rolle spielt. Aber weil die Entwicklung des Geschehens, die in der Belohnung jugendlicher Tugend, der Freundestreue und der Kindes- und Elternliebe sich vollendet, von der Beseitigung jenes bösen Kanzlers abhängt, der den Vater des Helben, den Mandarin Meh, einen wahren pater patriae heimtückisch um Glück und Leben gebracht hat und weil bei dieser Beseitigung der von Anfang an auf Rache sinnende junge Meh eine der Hauptpersonen ist, hat der Roman den deutschen Titel „Die Rache des jungen Meh“ bekommen, obgleich diese Rache selbst nur den Schluß, besser gesagt, die Überleitung zum Finale, die Voraussetzung des happy end ausmacht.

Das Wesentliche des in einer klaren Sprache und in fesselnder Komposition gestalteten Romans liegt, ohne daß irgendwie darauf hingedeutet wird, in dem Kulturbild Chinas, das im Verlauf der abenteuerlichen Handlung sich ohne Zwang ergibt, in dem kulturhistorischen Porträt eines Chinas, das erst vor wenigen Jahren aufgehört hat, zu sein, und so, wie es hier geschildert wird, Jahrhunderte lang gewesen ist. Die kulturelle Stabilität dieses Chinas ist ja, wie eingangs erörtert wurde, eine der stärksten Reize für den europäischen Betrachter, der so sehr an das panta rhei gewöhnt ist, daß ihn das eigne Staunen über die Beharrlichkeit des Chinesentums immer wieder entzückt. Und dies um so mehr, wenn er, wie hier, neben einer umfassenden, die verschiedenen sozialen Schichten berührenden Sittenschilderung, innerhalb deren Beispiele der barocken chinesischen Höflichkeit besonders fesseln, eine weitreichende Darstellung des chinesischen Seelenlebens genießen kann, von dem aus durch manche Eigentümlichkeiten unerwartete Brücken gen Westen gebaut werden.

Die vorzügliche Übertragung von Dr. Franz Kuhn findet in der Buchausstattung durch den Insel-Verlag ein würdiges Äquivalent.

Will Scheller.

Die Fortschritte der Medizin in den letzten hundert Jahren

Von Dr. med. Werner Sob, Berlin

Nirgends läßt sich so gut die Schmelzbarkeit unserer Zeit zeigen, wie auf dem Gebiete der Medizin. Gewiß haben uns die letzten hundert Jahre Dampfmaschine und Eisenbahn, Telefon und Telegraph, Luftschiff und Automobil, zuletzt den Radioapparat, und vieles mehr gebracht. Aber in der Medizin sind die Fortschritte als viel bedeutender zu bewerten, da sie dem Wohle des Menschen in ganz anderer Weise dienen. Ohne Telefon kann man schließlich auch glücklich sein, eine zermürbende Krankheit dagegen macht den Menschen unglücklicher als irgend etwas anderes.

Die Medizin ist ein medizinisches Buch, das vor hundert Jahren geschrieben wurde — von früheren Zeiten ganz zu schweigen —, so muß man staunen, mit wie geringen Hilfsmitteln die Ärzte ihren Feind, die Krankheit, bekämpften; mehr noch darüber, wie wenig die Patienten von ihren Helfern erwarten durften. Es war in vielen, wo heute ganz sichere Wege vorliegen, ein Laufen im Dunkeln. Gätten die alten Ärzte nicht durch ihre reiche Erfahrung und gute Beobachtungsgabe, alle Mängel wettmachen können, so wäre es in der Tat traurig gewesen.

Die „neue Zeit“ in der Geschichte der Medizin wird gewöhnlich datiert vom Jahre 1796, in dem Jenner zum erstenmale die Kuhpockenimpfung einführt. Kaum einer kam es zu beurteilen, welchen Segen mit dieser Schutzimpfung gegen die Pocken gestiftet worden ist. Denn wir alle haben niemals die verheerenden Wirkungen erlebt, die diese Seuche mit sich bringt. Manchmal seien wir aus fernen Ländern grausige Nachrichten: Dort sind die Zwangsimpfungen nicht eingeführt.

Der Arzt, der einer Krankheit gegenübertritt, muß zuerst genau feststellen, welche Krankheit vorliegt, um dementsprechend seine Maßnahmen zu treffen. Denn jedes Leiden, ja selbst das selbe Leiden bei verschiedenen Menschen, verlangt eine besondere Behandlung. Die Zeiten, in denen alles mit einem Aderlaß geheilt werden konnte, sind vorbei. Welche Hilfsmittel hat das 19. Jahrhundert dem modernen Arzte zur Erkennung der Krankheiten, zur „Diagnose“ gebracht? Eigentlich alle. Angefangen vom Akroskop und Stethoskop. Zur Untersuchung gehört es an erster Stelle, besonders bei Herz und Lunge, daß der Arzt die Schallverhältnisse der inneren Organe durch Beklopfen (Perkussion) feststellt und ebenso durch Auflegen des Ohres oder durch ein Hörrohr (Auskultation). Eine großartige Verbesserung dieser Methoden ist durch die Kontrolle mit Röntgenstrahlen möglich geworden. Die Röntgenstrahlen zeigen nicht nur an, an welcher Stelle ein Knochenbruch liegt, oder wo sich ein Gallenstein oder Nierenstein befindet, ob er überhaupt da ist; sie zeigen auch durch Schattenbildung, wo die Grenzen des Herzens verlaufen, sie lassen in der Lunge oft kleine Herde erkennen, die dem Beklopfen und Hören oft keine Stadien erkannt werden, in dem sie früher nicht festzustellen war. Das ist von ungeheurer Werte. Denn im Anfang dieser furchtbaren Krankheit kann man ihr leichter begegnen und sie heilen, während in späteren Stadien oft so viel vom Lungengewebe zerstört ist, daß der Patient an seinem Leiden zugrunde gehen muß, so viel Mühe der Arzt auch aufwendet. Wie man mit den Röntgenstrahlen gleichsam die Körperorgane ablichten kann, so kann man durch wirkliche Spiegel Licht in Körperöffnungen hineinwerfen, die früher dem Blick des Arztes dunkel blieben. Die wichtigste Erfindung ist die des Augenspiegels durch Helmholtz. Viele Augenkrankheiten

sind ohne den Augenspiegel überhaupt nicht festzustellen: der graue und der grüne Star, die Netzhautablösung, Blutungen und Geschwülste im Inneren des Auges, und andere. Noch interessanter ist, daß mit Hilfe dieses Instrumentes manchmal Körperleiden, die sich an den Augen bemerkbar machen, diagnostiziert werden können, z. B. Nierenentzündungen, Arterienverkalkung, die Zuckerkrankheit, Gehirn- und Rückenmarksliden. Auch andere Organe sind durch besonders konstruierte, tiefreichende Spiegel sichtbar gemacht worden: das Ohr, die Nase, der Kehlkopf, die Blase und der Darm, die Speiseröhre. Vielfach sind Operationen unter der Leitung dieser Spiegel möglich gemacht worden, an die man früher nicht hätte denken dürfen.

Was der Motor für das Automobil ist, das sind Herz und Blutgefäße für den menschlichen Körper. Die Druckverhältnisse spielen hier die größte Rolle. Zwei Blutdruckapparate, von Riva-Rocci und von Neulinghausen, sind im Gebrauch zur Erkennung der entsprechenden Krankheitszustände. Macht man eine Kur mit einem solchen Patienten, so zeigt eine Messung vor und eine nach der Behandlung, ob die Kur Erfolg gehabt hat oder nicht. Eine Anzahl anderer Methoden ist noch erfunden worden, aber es würde zu weit führen, diese einzeln aufzuzählen.

Ein ganz neues Gesicht hat die Medizin bekommen durch die Entdeckung der Bakterien. Eine große Wissenschaft, die Bakteriologie, ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und noch lange nicht zum Abschluß gekommen. Die Lehre von den Infektionskrankheiten (ansteckenden Krankheiten) ist auf eine neue Grundlage gestellt worden. Die Bakterien, Kleinlebewesen sind nur sichtbar mit Hilfe des Mikroskops. Aber auch nicht mit den gewöhnlichen Mikroskopen früherer Zeiten, sondern erst mit den neuen Instrumenten, die so verbessert sind, daß man mit ihrer Hilfe die darunter gelegten Gegenstände tausendmal und mehr vergrößert sieht. Noch ein anderes war erforderlich: man fand Methoden, diese winzigen Lebewesen mit Farbstoffen zu färben, so daß sie sich in ihrer charakteristischen Form farblich vom Untergrunde abheben. Glücklicherweise färbten sich gleichaussehende Bakterien verschiedener Gattung auch meist verschieden, so daß man sie gut unterscheiden kann. Die größten Verdienste auf dem Gebiete der Bakteriologie hat wohl der deutsche Arzt Robert Koch, der eigentlich der Vater dieser Wissenschaft genannt werden kann. Aber auch andere haben sich unsterblich gemacht: Meißner, Köfler, Kolle, Wassermann, Fränkel, Ehrlich. Von den meisten anstehenden Krankheiten sind die Erreger bekannt. Von anderen wieder fehlen sie.

Im Anschluß an diese Entdeckungen sind weitere sehr bedeutsame gemacht worden. Hier sei nur die **Erreaktion der Syphilis** genannt, die der kürzlich verstorbene August Wassermann fand: man nennt sie deshalb auch gewöhnlich „Wassermannsche Reaktion“. Das Blut eines Menschen, der sich mit Syphilis angesteckt hat, gibt mit gewissen anderen Stoffen eine Reaktion, die angeht, ob die Erreger der Krankheit oder die von ihnen erzeugten Stoffe noch im Körper wirksam sind. Die Technik dieses Verfahrens ist so kompliziert, daß es nur in besonderen Laboratorien ausgeführt werden kann. Die Bedeutung ist deshalb nicht zu unterschätzen, weil bei der Syphilis Jahre, selbst Jahrzehnte nach der Infektion noch Krankheitserscheinungen auftreten, die sich vorher nicht bemerkbar machen. Mit der Blutprobe läßt sich nun feststellen, ob das Leiden endgültig geheilt ist oder nicht. Der Sicherheit halber wird sie meist in größeren Abständen wiederholt. Auch für andere Krankheiten, z. B. die Tuberkulose, hat man ähnliche Proben, „Reaktionen“, angegeben, die viel zur Sicherstellung der Diagnose beitragen.

Bei dieser gedrängten Darstellung ist vieles von dem Nutzen des modernen Arztes nicht erwähnt worden. So die Elektrodiagnostik. Mit Hilfe des elektrischen Stromes in sei-

nen verschiedenen Formen läßt sich in der Nervenheilkunde überhaupt erst eine genaue Diagnose stellen. Der Strom zeigt z. B. an, ob eine Lähmung zentral ist, d. h., ob sie im Gehirn oder Rückenmark ihren Ursprung hat, oder ob peripher, d. h. in den von den Zentren ausgehenden Nervensträngen. Das zu wissen ist deshalb wichtig, weil es sich um ganz verschiedene Krankheiten handelt. Ein Nervenarzt ohne elektrische Apparate ist heute undenkbar.

Sehr interessant ist auch die Abklärung auf dem Gebiete der seelischen Krankheiten. Die Erkennung der einzelnen Leiden ist heute viel besser ausgebildet und schreitet weiter fort. Man weiß z. B. jetzt, daß die **Gehirnerweichung** eine Folge der Syphilis ist, die erst 10 bis 20 Jahre nach der Ansteckung auftritt. Beobachtungen, Tierversuche und nicht zuletzt die Erfahrungen des letzten großen Krieges haben erkennen lassen, daß die einzelnen seelischen Funktionen im Gehirn an einer ganz besonderen Stelle ihren Sitz haben. Verliert jemand z. B. die Sprache (wie dies bei Schlaganfällen vorkommt), so kann man feststellen, wo der Sitz des Leidens im Gehirn ist. Ebenso bei anderen Ausfällen. Dadurch ist man dem Wesen der Dinge nähergerückt, und man kann heilen, oder, wo dies heute noch nicht möglich ist, hoffen, daß es späterhin möglich sein wird. Nur die Fälle sind unheilbar für alle Zeiten, bei denen das wunderbar feine Nervengewebe absolut zerstört ist. Und hier ist es von Wert, daß man es erkennt: es werden dem Kranken keine Hoffnungen erweckt, die sich nicht erfüllen lassen.

Zu erwähnen sind noch die Untersuchungsmethoden, die sich an den Namen des Wiener Professors **Sigmund Freud** knüpfen. Freud hat der Lehre von der **Hysterie** eine völlig neue Gestalt gegeben, und wenn er auch in vielen nicht anerkannt wird, so sind doch die Grundlagen seiner Lehre der medizinischen Wissenschaft in Fleisch und Blut übergegangen. Endgültig hat er mit den alten Ansichten über die Hysterie ausgeräumt. Im Mittelalter waren viele Zauberer und Hexen nichts anderes als hysterische. Freud hat gezeigt, daß die Hysterie eine Krankheit ist, bei der irgendwelche körperlichen Krankheitszeichen zurückzuführen sind auf seelische Erlebnisse, besonders sexueller Art, die bis in die Kindheit zurückreichen, die dann dem Bewußtsein entschwunden, und sich eben als krankhafte Erscheinungen, wie Lähmungen, Sprachverlust usw., bemerkbar machen. Der Hysteriker hat den Wunsch, krank zu sein, weil er auf diese Weise seine ihm schmerzenden Qualen verjagt oder nicht wahrnimmt. Die von Freud begründete Wissenschaft heißt **Psychoanalyse**, weil sie versucht, die Psyche (die Seele) zu analysieren, d. h. sie durch Beseitigung der quälenden Ursachen, die der Arzt herausfinden muß, wieder gesund zu machen.

Man sieht, es ist eine Fülle von Neuem, was uns hundert Jahre Medizin gebracht haben. In dieser Fülle ist aber, das sei nochmals betont, nur das Bedeutendste erwähnt und auch dieses nur gestreift. Wolte man alles aufzählen, man müßte dicke Bücher schreiben. Dabei sind in dieser Betrachtung nur die rein praktischen Ergebnisse berücksichtigt worden; alles Theoretische ist außer acht gelassen. Die Fortschritte der theoretischen Medizin sind aber ebenso zahlreich und bedeutend; denn sie sind die Grundlagen für alle Forschung.

Bücheranzeige

Kristin Lavranstochter. Das Kreuz. Von Sigrid Unda. 1. Teil. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. (Frankfurt a. M. 1927. Nütten & Voening, 622 S.) — Es gibt kaum ein zweites Buch, in dem ein Menschenleben, von der Wiege bis zum Sarge, uns so nah gebracht, so wahrhaftig erzählt wird. Die menschliche Wahrheit des Romans ist so makellos, daß in der Erinnerung alles Feilliche ausfällt. Der Mensch, wenn es nur einer ist, bleibt gültig in allen Farben und Zeiten. Das Erlebnis eines Menschen gehabt zu haben, werden noch Generationen der Dichterin Sigrid Unda danken.

Karlsruher Konzerte

Unter den wenigen Ereignissen, die sich in der abklingenden Saison noch zutragen, verdienen die **Prüfungskonzerte des Badischen Konservatoriums** einige Beachtung. Nicht nur gewähren sie einen Einblick in das Jahresleben des rühmlich einheimischen Instituts, sie machen in ihrer Programmaufstellung auch mit mehr oder minder bemerkenswerten Werken der älteren und neueren Literatur bekannt. Vor allem gilt das von den zwölf Veranstaltungen der Ausbildungsstufen, neben denen noch etliche interne Konzerte der Vorbereitungs- und Mittelklassen einhergehen; im Auszug ihrer Vortragsprogramme werden u. a. sogar zwei moderne Abende angekündigt, weiterhin ist ein Kammerorchesterkonzert vorgesehen und am Ende wird nach je einem Beethoven, Schumann, Mozart und Schubert-Abend schließlich ein großes Konzert in der städtischen Festhalle versprochen, wobei erstmals außer den Kräften des Konservatoriums Mitglieder des Badischen Vereins, des Lehrer- und Gesangsvereins und der Liedertafel zusammenwirken sollen.

Man sieht, es ist ein sehr umfangreiches und abwechslungsreiches Programm, dessen Vorbereitung sich wohl schon über das ganze Schuljahr erstreckt hat, und welches daher auch im höchsten Grade geeignet scheint, für die vielseitigen Ausbildungsmöglichkeiten, die das gegenwärtig in starkem Aufschwung befindliche Landeskonservatorium (es zählt annähernd tausend Schüler und verfügt über 50 Lehrkräfte!) bietet, augenfällig zu propagieren. Daß wirklich gute Leistungen erzielt werden, darüber braucht man allein nach der ersten Veranstaltung, einem **Orgelkonzert** im Saale der Anstalt, kaum noch ernsthaft zu diskutieren. Nun ist freilich Direktor **Franz Hilpp**, selbst ein anerkannter Meister des Instruments, zugleich persönlicher Leiter der Orgelschule. Seine spezielle Fachkunde kommt natürlich auch seinen Schülern zugute, äußert sich aber dennoch nie als dogmatische Veranlebung. So kam trotz der strengen Erziehung zu einer möglichst stilgetreuen Wiedergabe doch hier und da eine reizvoll individuelle Note in den einzelnen Vorführungen zum Ausdruck, die von Ruffat und Bach bis Franz reichlich. Vieh auch klanglich die zur Verfügung stehende Orgel wunderbar recht spröde erscheinen und genügte namentlich für die harmonische Eleganz des Französischen E-Dur-Chorales deren Registrierung nicht ganz, so zeigten immerhin **Lene Drach** und **Erwin Stieh** ein fast für öffentliches Konzertieren ausreichendes Können. Von anderen Werken interessierten besonders vier Lieder von **Angelus Silesius** für Alt mit obligater Bratsche und Orgel von **Adolf Spinnner**, für deren mit sicherem formalen Gefühl gesteigerte,

wenn auch nicht von allzu starker originaler Erfindung diffizierte Sprache **Danna Bauer** eine äußerst angenehme und auffallend große Stimme einsetzte.

Die bislang zweite Veranstaltung gehörte ursprünglich in der Hauptsache dem **Klavier** in Verbindung mit Gesangsvorträgen. Es kam indessen nur wenig davon zur Ausführung, denn nach knapp dreiviertelstündiger Dauer mußte das Konzert leider infolge mehrfacher Absagen abgebrochen werden. Das ziemlich zahlreiche Auditorium sah sich zunächst etwas verblüfft an, hatte aber doch schon Gelegenheit gefunden, in **Ernst Weizner** (aus der Klasse **Staudig**) eine hübsche und sehr gewandte **Koloraturfängerin** zu bewundern, die eigentlich allein den Besuch des Abends lohnte. Außerdem bot **Danna Bauer** abermals mit dem **Prometheus** von **Schubert** eine überdurchschnittliche Leistung. H. Sch.

Lebensbedeutung der Kunst

Kein Zweifel: wir denken heute anders über die Lebenswerte der Kunst als unsere Väter. Man erfährt dies überraschend deutlich, wenn man eine jener Ausstellungen durchwandert, die in diesem Jahr in verschiedenen deutschen Städten zu sehen sind und die zum Ziel haben, den gegenwärtigen Stand unseres Kunstschaffens zu veranschaulichen. Denken wir z. B. an die **Düsseldorfer Ausstellung „Deutsche Kunst 1928“**. Unter Aufgebot großer finanzieller und organisatorischer Mittel ist da in der rheinischen Kunstmetropole eine schon zustandgekommen, die das **deutsche Gesicht dieser Zeit**, die deutsche Gestaltungsart der Gegenwart in allen wesentlichen Zügen mit glänzender Klarheit darstellt. Deutlich sieht man, daß dies in der Tat die Funktion ist, die wir heute in erster Linie an der Kunst schäben: geistige Wirklichkeit, die unsre eigene und entscheidende Wirklichkeit ist, in sinnfälliger Gebärden Sprache zu veredelmachen, ein enträtselndes Wort über den Zeitgeist zu sagen, die dunklen Kräfte zu benennen, die in den Tiefen der Zeit und zugleich in den Tiefen unserer eigenen Brust wirken. Mit Recht sagt **Wilhelm Hausenstein** in der „Deutschen Kunst und Dekoration“ (Zulieferung 1928): „Die Wäde zwischen Kunstwert und Menschheit besteht nicht mehr ausschließlich im „Kunsterhalten“ (also im rein Ästhetischen), sondern das Kunstwert wird als die Urbunde eines großen Menschentums angesehen an das uns, allen gemeinsamen Menschliche: an unseren Instinkt für das Menschlich-Bewertliche, an unser Gefühl für geistige Gewichte, an unseren Sinn für Klängen, die den Künstler als den auserwählten Men-

schon, an das Unendliche binden.“ Mit anderen Worten: es ist nicht mehr bloß das ästhetische Interesse, mit dem wir vor die Kunst treten, sondern als Menschen mit allen unseren Interessen treten wir vor die Kunst und lassen in ihrem Wesen. Durch dieses ausgedehntere Interesse hat die Kunst eine gegen früher wesentlich erhöhte Wichtigkeit gewonnen, und damit hat auch die Information über das Kunstschaffen der Gegenwart an Bedeutung, an Ergiebigkeit und Unentbehrlichkeit zugenommen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß das **Zulieferer** der „Deutschen Kunst und Dekoration“, dem obigen **Satz Wilhelm Hausenstein** entnommen ist, eine glänzende Publikation über die erwähnte **Düsseldorfer Kunstausstellung** bringt. In nahezu 50 Abbildungen (farbig, Tonbild und schwarz weiß) wird, mit feinsten Sicherheit der Auswahl, das Wesentliche dieser Ausstellung vorgeführt. Man findet alle wichtigen Strömungen, die durch die deutsche Kunst der Gegenwart gehen, gemessenhaft berücksichtigt: auf der einen Seite die **Neue Sachlichkeit** (Dix, Scharenberger, Städe, Nag, Bissler, Schad u. a.), auf der andern Seite die mehr visionären Tendenzen (Köhler, Jankel, Moler, Fuhr, Cuno Amiet, Cesar Klein) und alles, was sonst an bestimmten Kunstweisen in dieser Ausstellung hervortritt. Wer dieselbe persönlich gesehen hat, wird die Bilderreihe in der „Deutschen Kunst und Dekoration“ als eine wertvolle Stütze der Erinnerung schätzen. Wer die Ausstellung nicht selbst sehen konnte, empfangt über ihren Geist und ihr Ergebnis wichtigste und zuverlässigste Information; zumal im Zusammenhang mit den erklärenden und kritischen Ausführungen, die der bekannte Kunsthistoriker **Oskar Schirer** dazu geschrieben hat. Dankenswert ist es insbesondere, daß auch der Plastik ausgiebig Raum gegönnt ist.

Des weiteren berichtet das Heft noch über eine neue, wenigstens in dieser Feinheit und Korntheit neue Art der Wandmalerei von **Ruth Seyer-Roach** und über neue farbige Keramik, die an **Marianne Weiskopf**, **Stephan Gádor** um hochtalentierten Begabungen aufzuweisen hat. Der Geist echter Kunstliebe und, was mehr ist, der Geist einer dem Leben, Wohnen und Schaffen des wirklichen heutigen Menschen dienenden Kunstliebe befruchtet das ganze Heft und zeigt die vornehme, führende Kunstgeistigkeit auf der vollen Höhe ihrer Leistung.

Preis des Heftes 2,50 RM. Verlagsanstalt **Megander** Koch, G. m. b. H., Darmstadt.